



## Jugendzeit in den 20er Jahren

ERINNERUNGEN

Wie alle Vororte von Stuttgart war auch Botnang im Laufe dieses Jahrhunderts tiefgreifenden Veränderungen unterworfen. Vom einstigen, fest um den Ortskern angesiedelten Arbeiterwohnort in den 20iger Jahren hat es sich heute zu einem fast dreimal so großen Stadtteil von Stuttgart mit großen Neubaugebieten entwickelt. Nur ein geringer Teil der heutigen Einwohner kann sich vorstellen, wie es damals ausgesehen hat.

Keine Sadtbahn führte unter dem Kräherwald hindurch in die Stadt, keine schnelle Ortsdurchfahrt lockte die Autofahrer von nah und fern. Nicht wenige, die in der Stadt Arbeit und Brot fanden, waren des Morgens und Abends auf Schusters Rappen »den Wald hinauf« und übern Botnanger Sattel unterwegs, hin und zurück

natürlich. Auch die Jugend seinerzeit war mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als sie der heutigen so wichtig sind. Weil es vom wirtschaftlichen her gesehen kein »goldenes Zeitalter« war, bot jeder Tag eine Fülle von Tätigkeiten, die wohl oder übel getan werden mußten, aber auch solche, die für uns unterhaltsam und lehrreich waren, die man gerne tat, und die einem Freude machten.

Wenn jemand glaubt, die Buben und Mädchen hätten früher nicht gewußt, wie sie ohne Fernseher und Computer, ohne Disco und fahrbaren Untersatz ihre Zeit verbringen sollten – der möge lesen, was nachfolgend geschrieben steht.

Jahre, jahraus ging die Mutter »zum Benger«, einer Trikotweberei, nach Stuttgart, um in dem riesigen Saal mit den Webmaschinen beim Einrichten und Beaufsichtigen von etwa fünf dieser einen Höllenlärm machenden Ungetüme mit ihrem Verdienst zum Unterhalt der Familie beizutragen. An manchen schulfreien Nachmittagen pilgerten wir zwei Brüder zu Fuß durchs Schwabtunnel, um die Mutter vom Geschäft abzuholen. Der Portier kannte uns schon und ließ uns »Kerle«

ein, der Maschinenmeister empfing uns immer gnädig. Staunend standen wir vor den Maschinen, den »Webstühlen«, und begriffen damals noch nicht, daß es für die Mutter wahrlich kein Honigschlecken war, in diesem Lärm achteinhalb Stunden täglich auszuharren.

Einmal im Monat war Washtag. Mangels eigener Waschküche fand dieses Ereignis – eine wahre Schwerstarbeit – bei der Großmutter statt. Sie hatte einen kupfernen Waschkessel und ei-

nen »Waschtisch« auf dem die siedendheiße Wäsche nach dem Kochen von Hand bearbeitet wurde. Bettbezüge, Kissenbezüge (sogenannte Haipfel), alle Leibwäsche, insbesondere die Krägen der Herrenhemden sowie die besonders anfälligen Stellen der Unterhosen wurden mit der Botnanger Waschbürste (s. Botnanger Heimatgeschichte Nr. 10) mit viel Armschmalz gebürstet.

Für uns Kinder war dieser Tag immer ein besonderer. Wenn sie auch nicht viel Zeit hatte, so war an diesem Tag die Mutter daheim, man hatte sie trotz der vielen Arbeit einmal von morgens bis abends; und dann war ja das Schönste, daß man beim Waschen selbst mithelfen durfte.

War alles sauber und kräftig von Hand ausgewunden, wurde die Wäsche in der »Zaine« (ein großer rechteckiger Korb aus weißen Weidengerten) mit dem Schubkarren auf die »hintere Wiese« (ein Gebiet von Streuobstwiesen, wo heute das Gewerbegebiet »im Nöllen« zuhause ist) gefahren. Dort flatterten dann die Leintücher, Schür-



Die »Zaine« (kommt vom althochdeutschen »zein« = Weidengerte), vom Korbmacher mit meisterlichem Können geflochten, war der Stolz der Hausfrauen.

zen, Unter- und Oberhemden und sonstigen aufregenden Sachen im Winde, daß man hätte meinen können, Botnang sei immer noch die Hochburg der Wäscher und Bleicher.

Für uns Buben passierten aber noch viel wichtigere und spannendere Dinge. Da konnte der Frieder dahergerast kommen. Von weitem hörte man ihn schon schreien: 's kommt wieder oiner, 's kommt wieder oiner!! Das war das Signal für uns, möglichst weit die Vaihinger Straße hinaufzurennen. Und dort oben standen wir dann sprachlos am Straßenrand: von oben kam ein Langholzfuhrwerk. Hochgeladen waren die riesigen Stämme, davorgespannt zwei mächtige Rösser. Mannshoch gehäuft waren die dicken, unendlich langen Tannenstämme auf dem ausgezogenen Aufleger, zusammengehalten von schweren eisernen Ketten.

ne Fuhrmänner waren, die wußten, wo welches Rad auf den Zentimeter genau zu laufen hatte, um in einem Zug ums Eck zu kommen – wenn auch hin und wieder »ghuift« (vor- und rückwärts rangiert) werden mußte, um nicht die Hauswand von »dr Plappe« oder vom Adler zu beschädigen.

's Lädle von »dr Plappe« – ein Lebensmittelgeschäft, wie man es damals hatte – war klein, vielleicht nur ein paar Quadratmeter groß. Ringsum lauter Regale mit Schubladen. Der Großmutter holte ich dort all die Dinge für die Küche einfacher Leute: Salz, Pfeffer, Zucker, Nudeln, Reis, Linsen etc. Nichts war verpackt in aufwendigen Hüllen. Keine Alufolie, keine kunstvoll geformten Kunststoffeinlagen, keine Plastiktaschen waren notwendig. Alles wurde einem in Papier-

tüten gewogen und die verschwanden später ohne großen Aufwand im Herd.

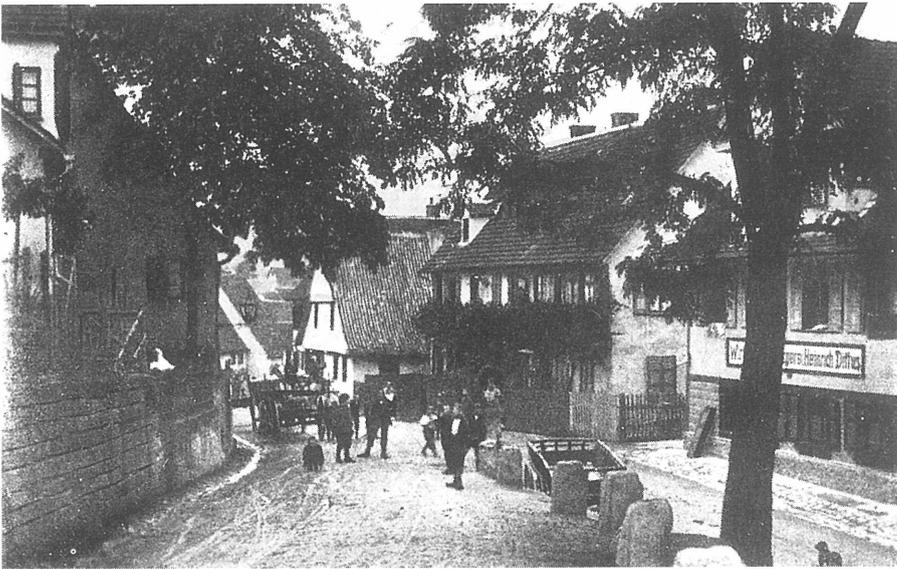
Eine Spezialität aber gab es doch: einen ausgezeichneten Backsteinkäs. Ein ordentliches Stück davon für zehn Pfennige, gut eingewickelt in ein Stück Papier, war eine Portion, die immer ein begehrtes, manngerechtes Vesper hergab.

Jeden Tag trafen sich dort etliche arbeitslose Männer – es waren damals immerhin so um die 6 Millionen in ganz Deutschland – um eine Zigarette zu rauchen, bei der Gelegenheit über Politik zu diskutieren und um sich einen »Schmalzler« oder einen Obstler zu genehmigen.

An dieser Straßenecke gab es für uns überhaupt einige interessante Örtlichkeiten. Da stand das Haus vom »Wägner«, um das die Fuhrleute mit dem Langholz herumkommen mußten. Es stand ganz spitz in der Straßenecke und engte gar oft mit den davor gelagerten Buchen- und Eichenstämmen den Straßenraum ein.

Der Wägner brauchte dieses Stammholz, denn er fertigte daraus Leitern, Wagenräder groß und klein, ganze Schubkarren und alle nur denkbaren Gegenstände und Ersatzteile für die Fuhrleute, für die damals noch zahlreich vertretenen Gärtner in Botnang sowie sonstige Kunden. Für uns Buben war es einfach unfaßbar, wie man aus ein paar buchenen Holzstücken am Ende ein rundes, tadellos gearbeitetes Wagenrad machen konnte.

Schräg über die Straße war der Laden »vom Meng«, seines Zeichens Kaufmann, Posthalter, Feuerwehrkomman-

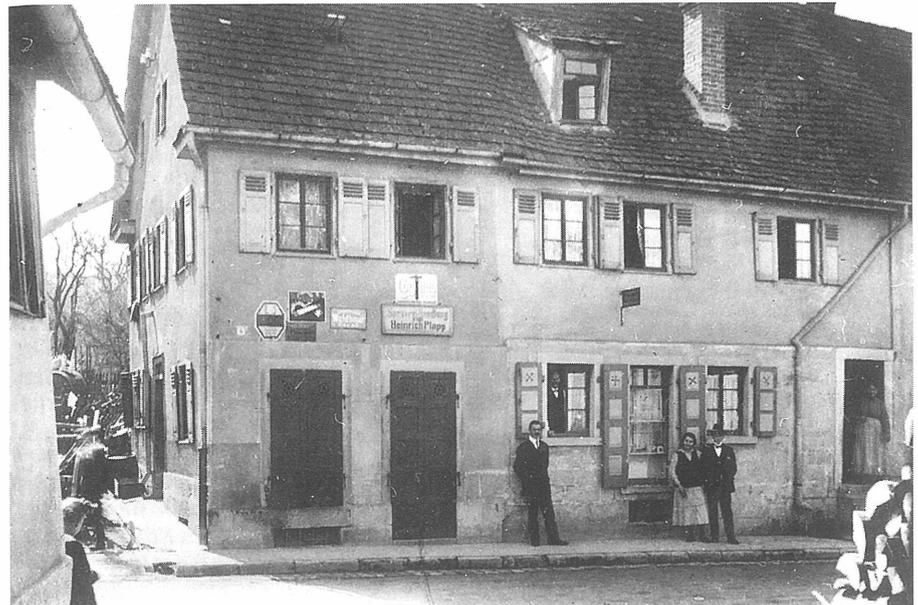


↑ Die »Vaihinger Straße« in unserer Jugendzeit. Rechts im Bild die Wirtshaft und Metzgerei »Zum Scharfen Eck«.

↓ Wo heut die Nöllenstraße beginnt, stand das Haus mit dem Lädle von »dr Plappe«. (Die Aufnahme wurde an einem Sonntagnachmittag gemacht, weshalb der Laden geschlossen ist und die Leute so schöne »Häuser« (Kleider) anhaben.

Der Fuhrmann mit seiner Peitsche ging gemächlich daneben, langsam bewegte sich das schwere Gefährt die steile Straße hinunter bis zum »Scharfen Eck«, von einem Radschuh gegen zu schnelles Fahren gesichert. War bis dahin alles gut gegangen, gab es in der gleichnamigen Wirtschaft zur Entspannung einen Hochprozentigen und für die Pferde etwas in den Hafersack.

Der spannendste Teil jedoch stand noch bevor: erst weiter unten, mitten im Ort, da wo die schmale Straße beim »Adler« die scharfe Rechtskurve zur Kirche hin machte – beim »Wägner« – stand der Höhepunkt bevor. Noch anderes Volk hatte sich inzwischen eingefunden, um kritisch zu sehen, wie der Fuhrmann sein langes Gespann um dieses Eck bekam. Absolute Maßarbeit war gefordert. Doch was alte, erfahre-



dant und Kirchengemeinderat, kurzum eine absolute Respektperson. Uns immer ein bißchen »zu hoch«. Wir jungen Kerle interessierten uns vielfach mehr für die Werkstatt »vom Gräter«. Direkt angebaut an den Laden des Posthalters war sie ein Eldorado für uns und dementsprechend von allen Hilfesuchenden gefragt.



In der Bildmitte das Haus »vom Meng« mit dem Kolonialwarenladen.

Er war für uns der absolut zuständige Mann, wenn es etwas an unseren klappprigen Fahrrädern zu reparieren gab; wenn ein »Achter« im Rad war, der Freilauf nicht mehr zog, wenn die Lenkstange nicht mehr richtig festzustellen war, er brachte, oft umsonst oder für nur ein paar Pfennige, alles in Ordnung. Man durfte zuschauen, wie er die für uns so kniffligen Probleme löste, das war herrlich und respekt einflößend.

Neben dem Haus Plapp wohnte »dr Jaissers Fritze«, wie »dr Jaissers Rudolf« ein Fuhrmann und im Besitz von zwei Rössern. Wenn im Laufe des Frühjahrs im Gasthaus Hirsch (der alte Hirsch wurde bei den Luftangriffen im Sommer 1944 zerstört) die Holzauktionen stattfanden, dann kam die große Zeit der Fuhrleute. Bei diesen Holzauktionen ersteigerten sich die Teilnehmer – Männlein und Weiblein – je nach Bedarf einen, zwei oder noch mehr Raummeter Scheitholz zum Heizen und Kochen. Oft kam noch ein Flächenlos, eine »Plaie« dazu. Das war dann das zwangsläufig bei den Holzfällarbeiten im Wald anfallende Astholz der Bäume. In mühseliger Arbeit wurde es im Wald an Ort und Stelle kleingemacht, zu »Krähen« (Bündeln) oder noch kleiner zu »Krähle«, und dann diente es zusammen mit den zugleich anfallenden

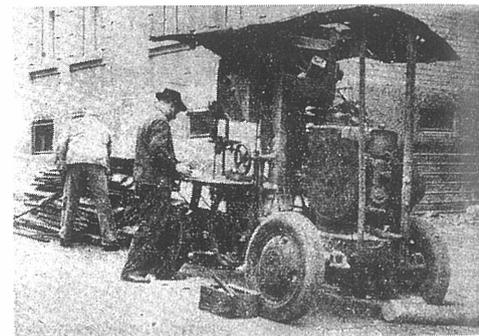
»Prügele« zum Feuermachen im Küchenherd und Stubenofen. Die Holzauktionen waren eine spannende Sache. Diejenigen, die Holz brauchten, hatten sich anhand einer Liste, in welcher die Lage der einzelnen »Lose« im Wald bekanntgemacht waren, über die Qualität des Holzes und die Lage informiert. Es ist ver-

ständiglich, daß die Lose mit gutem Holz und die im Wald am besten anzufahren und auszuräumen waren, die meisten Interessenten aufwiesen. Und so konnte nicht ausbleiben, daß sich die Bieter gegenseitig hochschaukelten, bis dann eben derjeniger Sieger blieb, der den höchsten Preis berappen konnte. Da war mancher dem einen oder andern böse.

Aus dem Wald geholt wurde das Holz mit dem Pferdefuhrwerk. Es war für uns Buben ein unbeschreibliches Erlebnis, wenn wir zusammen mit dem Vater, dem Fuhrmann und eventuellen Helfern auf dem großen Leiterwagen in den Wald fuhren. Oft über Stock und Stein ging's zum Los. Die Männer trugen die schweren Holzscheite hinaus auf den Wagen, obendrauf kam hoch aufgehäuft das Kleinholz, das während etlicher Tage vorher zum Abtransport fertiggemacht worden war. Und nun konnten die Rösser und der Fuhrmann zeigen, was sie gelernt hatten. Denn die schwer beladenen Wagen aus dem unbefestigten Gelände oder auf schlechten Waldwegen voranzubringen, erforderte viel Geschick im Umgang mit Pferden und Fuhrwerk. Abgeladen und gestapelt wurde daheim vor dem Haus. Der Holzsäger machte aus den langen Scheiten mit der Sägemaschine kurze »Rugel« (etwa 25 cm lange Scheitstücke). Damit die abgesägten Rugel nicht auf der anderen Seite der »Sägets« liegenblieben, mußten wir Buben uns auf den

Sägetisch setzen und von Hand das Gesägte so weit wie möglich auf das Trottoir werfen. Von Hand gespalten (Holzspaltergymnasium!!) zogen wir es mittels eines einfachen Seilaufzuges zum Bühneladen unterm Hausgiebel hinauf und in die Holzbühne. Dort saßen dann wir Buben unterm Dach und mußten das Gespaltene fein säuberlich in »Beigen« aufsetzen. Akkurat mußte das geschehen. Nachlässigkeiten führten nicht selten zum Einsturz der Beige, was neben dem Unwillen des Vaters, dem Erschrecken der Hausbewohner vor allem zu völlig unnötiger Mehrarbeit, das heißt zur Kürzung der Freizeit führte.

Ein zur damaliger Zeit vielbeschäftigter Mann; »dr Rupps Adolf« mit seiner Sägemaschine. Über 30 Jahre lang war er unentbehrlich für die Botmanger Haushalte. Erst die aufkommenden, neuartigen Heizungen machten seiner Tätigkeit ein Ende.



All diese Arbeiten waren nicht so bequem wie es heute ist, wenn zur Betätigung der Öl- oder Gasheizung ein paar kinderleichte Handgriffe genügen, um eine warme Stube zu bekommen. Aber sie vermittelten uns Buben schon damals die Erkenntnisse, die uns zwanzig Jahre später halfen, mit dem, was nach dem Krieg übriggeblieben war, den bescheidenen Anfang zu bewältigen.

Draußen im Westheim, wo heute die Riesenhallen für Tennisspieler und die Unterkünfte für die Bosnienflüchtlinge stehen, floß der Metzgerbach. Offen, munter plätschernd. Ein paar kleine Seen waren dort, in denen wir damals unsere ersten Schwimmversuche unternahmen. Auch etliche kleine Gärtchen waren eingezäunt. Wo heute die Stadtbahn an der Beethovenstraße hält, ging abzweigend vom alten Weg nach Stuttgart ein steiler Fahrweg hinauf in den Wald: der »Schemperle«. Seinen Namen hatte er nach dem Betreiber eines oben im Kräherwald liegenden

Steinbruchs – einem Abenteuerparadies für uns Buben.

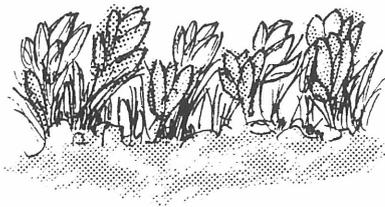
Der »Schemperle« war im Winter, und damals gab es noch solche mit reichlich Schnee vom Dezember bis Februar, die ideale Schlittenbahn. Oben immer flacher auslaufend konnte so jeder den Ausgangspunkt für seine Abfahrt wählen, der seinen schlittenerischen Fähigkeiten gerecht wurde. Es waren oft halbschneebremserische Fahrten, die dort stattfanden. Mit der »Rumpelkiste«, einem kurzen, aus schweren seitlichen Bohlen mit ganz schmalen Kufen und einem Brett oben bestehenden Gefährt, auf dem Bauch liegend – als »Stoikrott« – ergaben sich die größten Geschwindigkeiten. Unten vor den Zäunen der Kleingärtner wurde dann mit der Stiefelspitze gebremst. Wenn's nicht mehr reichte zum Anhalten ging's mit Volldampf in die Latten- und Drahtzäune hinein. Nicht unbedingt zur Freude der Grundstücksbesitzer, und auch zuhause setzte es manche, von einer kräftigen Hand unterstützte Ermahnung.

Botnang bot überhaupt aufgrund seiner topographischen Lage, mit seinen kaum einmal von einem Auto oder sonstigen für uns gefährlichen Fahrzeug benutzten steilen Wegen, ideale Voraussetzungen für abenteuerliche Schlittenfahrten.

Da war »s Himmerreich«, ein Weg, der vom Adler hinauf durch eine enge »Hohle« zum Waldrand führte. Oder der Weg, von der »Pumpe« am Pfarrgarten vorbei – ein Gebiet, das heute vollständig von der neuen Straßenbahntrasse belegt ist – den »Kaitich« und den »Belau« hinauf bis unter Umständen weit in den Wald hinein. Das waren im Winter Schauplätze wahrer Gigantenrennen. Da brausten die meist mit zwei oder drei Mann besetzten Holzschlitten zu Tal. Der zuvorderst Sitzende leitete mit einem Schlittschuh an einem Stiefel, was, wenn die Hintermänner alle ihr Schuhzeug auf die Kufen stellten, atemberaubende Geschwindigkeiten brachte.

Oft waren auch zwei Schlitten hintereinander gebunden, sodaß sich leicht ein von sechs oder acht Wettbewerbsteilnehmern besetztes rasendes Gefährt ergab. Gar manche Fahrt endete frühzeitig an einem Gartenzaun oder die ganze Partie kippte in einer Kurve, und die Rennfahrer landeten allesamt in wirrem Durcheinander in den Einfriedungen. Wenn's gut lief, konnte man sein Renngefährt am Backhaus oder am Brunnen, da wo heute der Kreisverkehr

bei der Auferstehungskirche ist, auslaufen lassen. Gefahr durch Straßenverkehr gab es damals noch nicht. Nicht selten waren die Ergebnisse dieser Wintersportkämpfe zwar keine Medaillen, dafür hin und wieder mit den Fäusten ausgetragene Meinungsverschiedenheiten wegen versäumter »Bestzeiten«, aber auch blutende Nasen, zerrissene Hosen und Pullover oder eine herzhafte Beule am Kopf – was kümmerte uns das.



**S**og dann der Frühling ins Land, erstanden uns Buben Aufgaben ganz anderer Art.

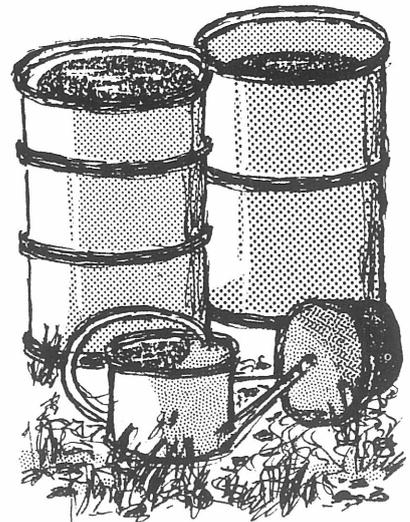
In diesen Jahren besaßen viele Familien in Botnang »ein Gütle«. Die Hänge der einstigen Weinberge waren zu Streuobstwiesen geworden. Die Talsohle jedoch, insbesondere am Sommerhalden- und Buberlesbach, mit ihren guten Schwemmböden, war bestens geeignet für Gärtnereien und für die zum Lebensunterhalt der Familie notwendigen Gemüsegärten. Immer wieder ein paar Ar dazukaufend hatte der Vater im Laufe der Jahre den »Krautgarten« erworben. Auf einem Teil gedieh Gemüse: Salat, Gelbe Rüben (Möhren), Gurken, Tomaten, Kraut. Der größere Teil jedoch war Obstgarten mit »Träuble« (roten und schwarzen Johannisbeeren), mit Stachel- und Himbeeren. Zur Beerenreife war die ganze Familie eingespannt zum »Zopfen«. In aller Herrgottsfrüh am andern Tag fuhr dann Vater, Mutter und die Buben mit einer der ersten Straßenbahnen nach Stuttgart, um den Ertrag auf dem Karlsplatz am alten Schloß auf dem Obstmarkt zum Verkauf anzubieten. In langen Reihen, oft den ganzen Platz füllend, standen die »Gütlesbesitzer« mit ihren Körben. Die »feinen Damen« aus den wohlhabenden Bürgerhäusern Stuttgarts kamen mit ihren Dienstmädchen und gingen durch die Reihen, in denen ein Korb neben dem andern anbot, was in mühseliger Arbeit am Tag zuvor geerntet worden war. Hatte man das Glück, recht früh einen günstigen Standplatz in den vorderen Reihen bekommen zu haben und auch schöne Ware feil zu halten, lief das Geschäft gut. An schlechten Tagen aber mußte man

froh sein, wenn man Träuble und Stachelbeeren das Pfund oft für 5 – 8 Pfennige verkaufen konnte oder es überhaupt losbekam. Nicht selten passierte es, daß ein oder zwei Körbe keine Käufer fanden. Weil Vater und Mutter um sieben Uhr bei der Arbeit sein mußten, die Buben jedoch erst um halb acht Schule hatten, wurden wir beauftragt, leere und volle Körbe nach Hause zu bringen.

Der beeindruckendste Baum im Krautgarten war zweifellos der Kirschbaum, er war riesig. In einem guten Kirschenjahr hingen leicht 4 – 5 Zentner herrliche, knackige »Schecken« drauf. Zwei kräftige Männer waren notwendig, um die große Leiter aufzurichten. Mit ihr konnte man die zuobersten und zugleich schönsten Früchte herunterholen. War die Ernte in vollem Gange – sie zog sich leicht 14 Tage hin – stand die Mutter mit der Waage am Gartentor, und langjährige Stammkundschaft aber auch viele Spaziergänger holten sich korb- oder tütenweise, nach wieviel sie Gelüste hatten.

Zurückdenkend an jene Jahre wird richtig bewußt, wie sehr sich die Zeiten fortwährend ändern: Damals konnte man fast den ganzen Ertrag mühelos am Gartentor verkaufen, in den Kriegs- und Nachkriegsjahren mußte der Vater während der Erntezeit oft im Gartenhaus schlafen, weil die Kirschen bei Nacht sogar gestohlen wurden. Wieder ein paar Jahrzehnte später wird das Angebot, den häuslichen Bedarf durch Selbstpflücken zu decken, kaum mehr angenommen. Wenn diese ungespritzten, geschmacklich ausgezeichneten Früchte reif sind, ist er bei vielen Leuten durch ausländische, mit werweißwas behandelten Kirschen gedeckt.

Für das Gießwasser im Gemüsegarten standen etliche Regentonnen be-



reit. Meist war es unsere Aufgabe, das Grünzeug zu gießen. Besonders wenn die Trockenheit andauerte, mußten wir des Abends mithelfen, in Eimern und Gießkannen das kostbare Nass am Buberlesbach zu holen und darüberhinaus die leeren Fässer nachzufüllen. Es war keine leichte Arbeit, die vollen Gefäße über hunderte von Metern vom Bach zum Garten zu schleppen. Doch Meckern und Maulen gab's da nicht. Wir haben dann einen Brunnen gegraben, eigenhändig, einen Meter im Durchmesser und etwa 6 Meter tief. Mit einwandfreiem Trinkwasser. Jahre später wurde er zusammen mit anderen Quellschächten, die von altersher in diesem Gebiet vorhanden waren, beim Bau der neuen Endstation unter den Straßenbahngleisen begraben.

Es waren schöne Zeiten damals. Entwickelte sich doch am Gartentor manch anregendes Gespräch mit Bekannten und Unbekannten. Langweilig wurde es da nie. Denn der Weg am Garten vorbei führte zu den im »Kaitich« und »Belau« liegenden Gütle und weiter in den Rotwildpark hinauf. Nur Wenige können sich noch entsinnen, was es für ein Bild war, wenn im Frühjahr alles in voller Blüte stand.



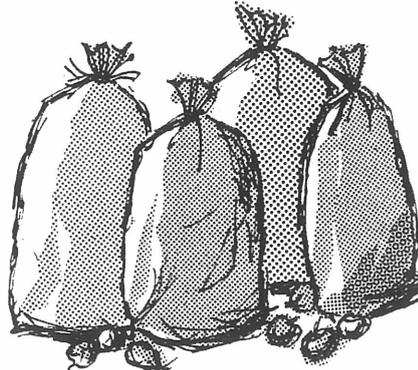
Und dann war da noch die »Sommerhalde«. Zusammen mit seinem Bruder hatte der Vater einen der einstigen Weinberge, einen »Wengert«, am Hang des Sommerhaldenbaches erstanden, nun mit Beerensträuchern und Obstbäumen bepflanzt. Steil geht es dort hinauf, ein schmales Wengertstäftele führte empor, zwischen meterhohen Trockenmauern hindurch. Sie erst ermöglichten eine pflanzliche Nutzung des Geländes. Vaters Teil war schmaler, im unteren Bereich mit Stachelbeeren und Träublen ausgesetzt. Auch sie trugen zur Zeit der Reife durch den Verkauf auf dem Stuttgarter Karlsplatz mit dazu bei, das nicht armselige aber auch nicht üppige Familienbudget zu stabilisieren.

Zu der Zeit gab es noch keine Chopinstraße. Das ganze Grundstück war ein sogenanntes »Handtuch«, mehr als zweihundert Meter lang, schmal und steil. Recht oft war es mühseliges Rackern dort. Regelmäßig mußten die einzelnen »Gräben« (die Stücke zwischen den Mauern) mit der Hacke bearbeitet und vom Unkraut befreit werden. Im

Sommer niedergehende Gewitter spülten viel Erde den Hang hinunter. Entweder sie blieb liegen in den großen Erdlöchern unterhalb der Mauern, oder wenn's ganz schlimm kam, wurde sie bis hinunter auf den Sommerhaldenweg geschwemmt. Mit dem Butten trug sie der Vater, mit Eimern die Mutter und die Buben wieder hinauf, wo sie hingehörte.

Im oberen Teil des »Handtuchs«, standen Obstbäume, etliches Mostobst. Darunter ein Riesenbaum mit »Weinbirnen«. Nichts zum Essen. Versuchte man es trotzdem einmal, weil sie gar so schöne rote Backen hatten, erinnerte uns der Vater, vorsichtig zu sein, daß sie (die Birnen) einem nicht das Hemd zum A... hineinziehen. Sie waren der Grundstock für die alljährlich notwendige Gesamtmenge an Wirtschaftsobst zum Mosten. Die zu Hause im Keller stehenden Fässer – sie faßten insgesamt um die 900 Liter, im damaligen Sprachgebrauch »3 Eimer à ca. 300 Liter« – warteten darauf, gefüllt zu werden. Ihr Inhalt war zu der Zeit der Riesling der einfachen Leute.

Im Herbst bei der Obsternte mußte der ganze Segen entweder die schmale, abschüssige Weinbergstafel hinunter oder hinauf getragen werden. War ein Sack voll – jeder hatte so seine 130 – 150 Pfund – dann nahm ihn der Vater an einer Mauer auf den Rücken und langsam, mit der schweren Last auf dem Buckel stieg er hinab oder hinauf, wo der Handwagen stand. Danke ich daran, daß das Schwerstarbeit nach der Arbeit war, nach täglicher Arbeitszeit von achteinhalb Stunden und oft noch mehr, leiterauf, leiterab, frage ich mich heute, was das damals doch für Männer waren.



Fünf oder sechs solcher Säcke gaben eine ordentliche Ladung. Nun galt es, heil die Eltinger Steige in den Ort hinunter zu kommen. Der obere Teil des Weges war leicht zu schaffen, da genügte die »Migge« (Bremse) an den hinteren Rädern. Aber wenn's den steilen Stich hinunterging, dann

steckten die Männer in jedes Hinterrad noch einen dicken Prügel, um das Rad am Sichdrehen zu hindern. Der Vordermann an der Deichsel hatte alle Hände voll zu tun, das nun wie auf Kufen rutschende oder gar schlingernde Gefährt in der Spur zu halten. Erst wenn die Fuhre unten an der Steige beim »Schimmelbauer« am Misthaufen vor dem Haus gut angekommen war, konnte aufgetatmet werden. Nun stand der Fahrt in die »Moste« nichts mehr im Wege.

Doch gab es auch zu dieser Zeit immer wieder Jahre, in denen die Ernte für den Herbst schon im Frühjahr nach den letzten Frösten beendet war. Die Männer aber brauchten ihren Most. In solchen Mißjahren wurde dann Obst, vorwiegend aus Frankreich, aus dem Elsaß, eingeführt. Lange Güterzüge mit der begehrten Fracht standen auf dem Nordbahnhof, und dort deckten sich die Mostmacher mit dem notwendigen Rohstoff ein.

Vom Nordbahnhof aus konnte man den eingekauften Segen natürlich nicht mit dem Pferdefuhrwerk nach Botnang transportieren. Da mußte »der Laur« ran. Neben seinem Holz- und Kohlehandel betrieb er auch ein Fuhrunternehmen. Mit dem ersten und einzigen Lastkraftwagen Botnangs um diese Zeit. Und dieser hatte noch keine Luftreifen, Vollgummi war drauf auf den Felgen. Auch ein Synchrongetriebe gab es noch nicht, die Hinterräder wurden mittels Ketten angetrieben. Kam er auf den noch nicht geteerten Straßen daher, hörte man das Rumpeln schon von weitem.

(Einmal versagten ihm bei der Abwärtsfahrt in der Hummelbergstraße die Bremsen. Wir spielten im Garten der »Westheimer Bierhalle« (siehe Botnanger Heimat Nr. 14) und sahen, wie das Ungetüm daherkam. Auseinander stoben wir wie die Hühner. Im Garten von Dr. Balder, direkt neben unserem Spielplatz, kam das Unglücksgefährt zum stehen, »dr Laur« stieg unversehrt aus, aber die ungeheuerlichen Flüche, die er von sich gab, klingen mir heute noch in den Ohren.)

Also, so oder so mußte das Obst dorthin geschafft werden, wo aus den oft sauren Äpfeln der begehrte »Hohenastheimer« entstand. Hochaufgeschichtet lagerten in der Mosterei die Säcke bis der Termin für die Weiterverarbeitung kam. Ein

herrlicher Duft nach süßem Most lag in der Luft, denn um diese Zeit war Hochbetrieb. Den ganzen Tag, vom frühen Morgen an war die Mühle in Gang. Noch gab es die modernen Mostereien nicht. Auf der mit einem großen Schwungrad versehenen Mühle wurde alles gemahlen, von Hand versteht sich. Wenn die Maische dann nach zwei oder drei Tagen Lagerung in der Bütte, und nach Zugabe eines bestimmten Quantums Wasser, die ersten Gerüche der beginnenden Gärung von sich gab, kam sie in die Presse. Und nun konnten die starken Männer wieder beweisen, was sie in den Armen hatten. Es galt, den letzten Tropfen herauszubekommen.

Bevor der edle Saft in die Fässer rin- nen konnte, war daheim noch eine überaus wichtige Aufgabe zu erledigen: Die »Faßputzete«. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte sich am Boden der Fässer die Hefe abgelagert. Es war immer eine wüste Brühe, die da zum Vorschein kam, wenn die Faßtürle aufgemacht wurden. War nach dem »Gäagen« (dem Hochkippen des Fasses) das meiste rausgelaufen und im Eimer aufgefangen, mußten wir Buben durch das enge Türlein ins Faß schlüpfen und mit der schweren, borstigen Faßbürste das Innere sauber zu schrubb- en. Mit einer Wachskerze als Beleuchtung, immer wieder ausrutschend im zusammenlaufenden Rest der Brühe, galt es, Ritzen und Kanten der Faßdauben gar säuberlich von allen Rückständen zu befreien. Peinlichst nahm der Vater die Putzete ab, denn auch kleine Mengen von verbliebenen Heferesten gaben dem Most einen ungun- gen Geschmack.

Lief dann der Neue aus der Presse, wurden allseitig Kostproben genom- men und wir Jungen konnten da mit- tun, oft soviel, daß es nur noch knapp auf den »Abtritt« reichte.

Während langer Jahre trug der Vater mit dem »Butten« – er faßte runde 50 Liter – den Neugepreßten auf dem Rücken nach Hause. Bedächtigen Schrittes ging er dahin die paar hundert Meter. Zuvor hatten wir zwei Kerle dafür zu sorgen, daß der zum Entleeren des Buttens notwendige große, ovale, hölzerne Trichter richtig auf dem Faß saß. Ein kleines Bündel Birkenreis da- rin verhinderte, daß wenn der Vater den Butten »gäagte«, der Most nach allen Seiten spritzte.

Ich erinnere mich nicht, daß auch nur ein einziges Mal etwas von dem kost-

baren Saft danebging. Nicht beim Transport unterwegs und nicht beim Hinabsteigen in den tiefen Keller. Und auch nicht beim Einfüllen ins Faß. Erst später gab es einen von Hand gezo- genen Faßwagen. Mit ihm konnten nun viel größere Mengen leichter transportiert werden. Mittels eines Saughebers und Schlauches floß der kostbare Saft von allein in die Fässer.

**W**ir Buben mußten auch sonst immer mithelfen, den Vater und die Mutter bei der Erledigung der täglich notwendigen Arbeiten zu unterstützen. Fast jeden Tag war einer von uns zwei- en dazu verdonnert, zu Hause die Kartoffeln zu kochen bis die Mutter von der Arbeit kam (es war meistens der Jüngere, der nach heftigem Streitgespräch mit dem älteren Bruder vom Kräherwald und dem Steinbruch heimflitzen mußte). Es gab dafür nicht bei jeder Kleinigkeit bare Münze, aber die Eltern billigten uns als Anerkennung manche Freiräume zu.

*Bei erträglichem Wetter gestatteten sie uns regelmäßig alle 14 Tage, das Wochenende über mit älteren Freunden, das Zelt im Rucksack, am Katzen- bachsee zu »campen«. Wenn am Abend die Spirituskocher summten, Lampions ihr warmes Licht erstrahlen ließen, die Gitarren erklangen und frohe Lieder dazu, dann war die Romantik voll- kommen. Dann wurde die Welt für uns zum Paradies und alle Mühe beim Wassertragen und Sommerhaldehaken die Woche über war vergessen.*

Der Vater von einem (der war Kunst- malar), hatte im Garten am Haus eine kleine, lauschige Laube erbaut. Dort saßen wir an manchen schulfreien Nachmittagen, wenn das Wetter zum Räuberlesspielen im Kräherwald zu schlecht war, vor allem während der Ferien, und demonstrierten, daß wir auch schon mit unseren wenigen »Krautherbsten« echte Schwaben wa- ren: wir gailelten oder droschen einen Binokel nach dem anderen. Schulauf- gaben waren da völlig vergessen, die konnte man am andern Morgen, wenn sie nicht allzu umfangreich waren, in

der Straßenbahn machen oder aber in der Schule vom Nebensitzer abschrei- ben.

**Natürlich hat uns auch hin und wie- der »der Teufel geritten«. Es gab Tage, da zigeunerten wir in der »Let- tengrube« herum (dort wo heute die Neuapostolische Kirche im Brahm- weg steht). Hatte es einen oder zwei Tage vorher geregnet, gab es auf dem noch schmierigen Lehmboden die tollsten Rutschpartien in die Grube hinein. Da war kein Hosen- boden sicher, keine Stiefel wurden geschont, und was machte es an sol- chen Tagen schon, wenn das Hemd oder der Pullover dick mit dem schö- nen roten Ton überzogen waren.**

Ist es da nicht verständlich, daß die Mutter, wenn sie dies alles zu Gesicht bekam, ihre sehr nachdrückliche Hand- schrift einsetzte und es auch unter dem Hosenboden rot werden ließ?

Daß wir in diesen Jahren mit »Bleyles- hosen« angezogen waren, die selbst- verständlich an manchen stark bean- spruchten Stellen »gestopft« waren, empfanden wir nicht als »diskriminie- rend«. Die Zeitläufe brachten es mit sich, daß sparsam gelebt werden mußte. Daß die Stiefel, der längeren Haltbarkeit wegen, mit Rundkopf- nägeln beschlagen waren, gehörte zu uns Wildlingen, (man konnte mit ihnen auf den Gehwegen, vor allem im Win- ter, schöne »Schleifetze« ziehen). Daß das »Gsälz« (die schwäbische, selbst- gemachte Marmelade) selbstverständ- lich ohne Butter aufs Brot kam, ver- darb den delikaten Geschmack von Mutters Erzeugnis in keiner Weise. Und daß es nur einmal in der Woche einen richtigen Braten gab, sonntags natürlich, verminderte für uns die Lebensqualität überhaupt nicht.

Für uns Kinder war diese Zeit trotz der wirtschaftlich schwierigen Lage im ganzen Land eine sorglose, unbeküm- merte. Unter den Fittichen der Eltern lebten wir an den Mühseligkeiten, die jeder Tag aufs neue für sie brachte, vorbei. Unsere Kindheit durften wir bewußt erleben. Für uns galt uneinge- schränkt, was jener unbekannte Dichter eines vielgesungenen Volksliedes schrieb: »Schön ist die Jugend....«

Armin Schraft